

Chiampell an der Funtana Chistagna : Wahrnehmung von Landschaft im 16. Jahrhundert

Autor(en): **Caduff, Gian Andrea**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte,
Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(2012)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-398986>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Chiampell an der Funtana Chistagna. Wahrnehmung von Landschaft im 16. Jahrhundert

Gian Andrea Caduff

«Man sieht nur, was man weiss.» Unter diesem Motto lancierte 1968 ein bekannter Verlag seine neu konzipierte Reihe von Kunstreiseführern. Goethes Originalwortlaut im Vorwort zu einem Kunstband liest sich zwar ein bisschen anders: «Was man weiss, sieht man erst!»¹ Doch der Sinn bleibt unverändert, indem darauf abgehoben wird, dass Vorwissen unsere Wahrnehmungsfähigkeit steuert.

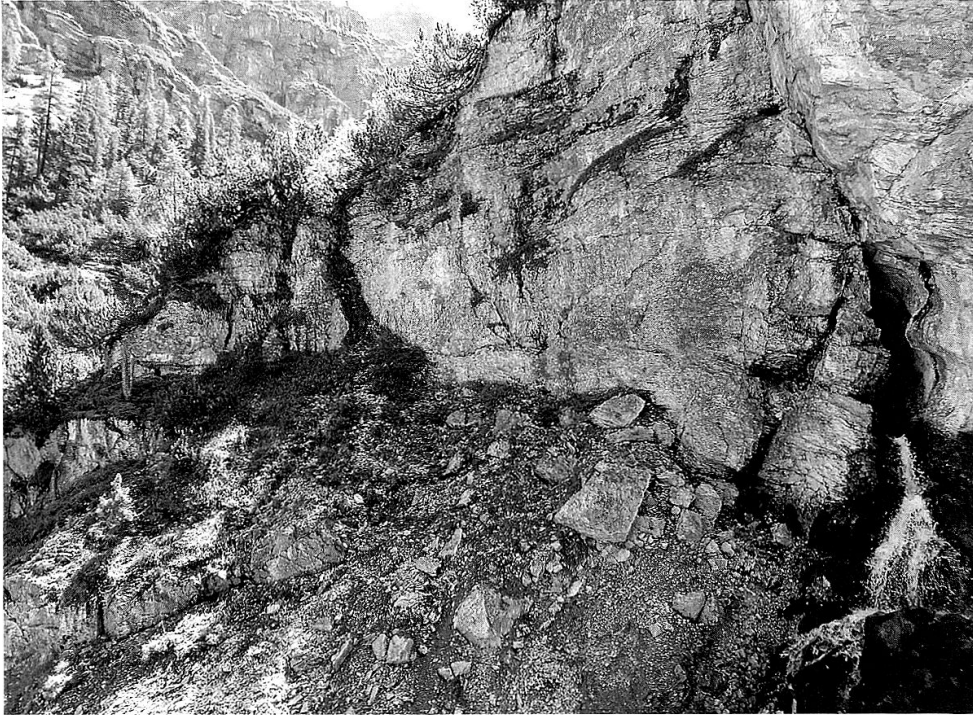
Was kann dieses Goethe-Zitat, das auf ein im Rahmen eines Bildungsprozesses erworbenes Wissen zielt, denn schon zu einem besseren Verständnis von Chiampells «Topographie» beitragen, mag man sich fragen. Steht dieses Werk nicht vielmehr als Ganzes unter dem Einfluss jenes von Kindsbeinen an erworben Wissens, dessen man sich gar nicht bewusst ist? Dieses mit «Kennen» synonyme Wissen hat nämlich gerade den umgekehrten als den von Goethe beschriebenen Effekt: Man sieht nur das, was anders ist als das Gewohnte, das man sowieso schon kennt. So sucht man bei Chiampell z.B. vergeblich nach einer Beschreibung des typischen Engadinerhauses in seiner charakteristischen Form und Funktion als gemeinsame Wohnstatt von Mensch und Vieh. Was im Engadin beschrieben wird, ist allein das, was aus der Norm fällt, Türme und Turmhäuser etwa.² Andererseits fallen dem Engadiner im walserschen Gebiet natürlich sofort die über die Wiesen verstreuten Einzelställe auf.³

Und trotzdem ist Goethes Bemerkung für das Verständnis der «Topographie» wichtig. Auszugehen ist zunächst einmal von der unbestrittenen Gewissheit, dass einem geschulten Auge weniger entgeht als dem ungeübten. Zum Problem wird die Verknüpfung von Wahrnehmung und Vorwissen jedoch dann, wenn über den Augenblick der individuellen Wahrnehmung hinaus der Betrachter seine Erkenntnis mit Hilfe des Mediums eines Textes öffentlich macht. In diesem Fall sind insbesondere bei zeitlich weiter zurückliegenden Texten Missverständnisse geradezu vorprogrammiert, es sei denn, der Leser verfüge über dasselbe Vorwissen wie der Verfasser des Textes, d. h. er kenne dessen individuell und kulturell bedingten Konventionen samt zugehöriger Begrifflichkeit, denen die Verschriftlichung von Wahrnehmung unterworfen war. Sich dieser Zusammenhänge bewusst zu sein, bildet die unver-

zichtbare Voraussetzung zum Verständnis von Durich Chiampells Bericht über die *Funtana Chistagna* – bzw. in einer anderen Schreibweise *Funtana chi Staina* – in der Val d’Assa bei Ramosch.⁴ In seiner «Topographie» beschreibt Durich Chiampell, wie er am 24. August 1562 zusammen mit Israel Flura, dem Pfarrer von Ramosch, und einer weiteren allseits anerkannten Persönlichkeit aus dem gleichen Dorf rund 800 Meter in die Val d’Assa hinaufstieg, um aus eigener Anschauung über diese Quelle berichten zu können. Anlass war ein Schreiben von Conrad Gesner, in dem dieser von Chiampell nähere Angaben zu dieser aussergewöhnlichen Quelle angefordert hatte. Ihre Besonderheit hat sich in ihrem Namen niedergeschlagen: «Quelle, die stagniert» heisst sie nicht zufällig, sondern darum, weil sie in früheren Zeiten eine so genannt intermittierende Quelle war, d. h. periodisch zu versiegen pflegte, ein Phänomen, das aber seit mindestens 100 Jahren nicht mehr zu beobachten ist. Auf diese Quelle aufmerksam geworden war Gesner durch einen Bericht über diejenige von St. Moritz, den ihm Friedrich von Salis gesandt hatte. Das Phänomen periodisch ausschüttender und wieder versiegender Quellen hat seit dem Altertum seinen Niederschlag in der Literatur gefunden und war darum für den Humanismus Grund genug, auch im näheren Umfeld nach derartigen Quellen zu suchen; man erforschte getreu der Erkenntnis von Goethe in erster Linie ja das, was Forschungsgegenstand bereits in der Antike war.⁵

Beschreibung im Widerspruch zur Wirklichkeit

Wer sich auf Chiampells Spuren die in südöstlicher Richtung vom Inntal abzweigende Val d’Assa bis zu ihrer Verzweigung bei Punkt 1679 hinaufbemüht und dem ziemlich genau aus südlicher Richtung herabfliessenden Bach bis zum ersten sich nach Südwesten hin öffnenden Einschnitt folgt, in dem sich die Quelhöhle befindet, erlebt zwei Überraschungen; denn das Bild, das man sich aufgrund der Beschreibung von der Quelhöhle gemacht hat, will so gar nicht zur Realität passen. Zunächst führt der erwähnte Einschnitt an den Fuss eines nach Nordosten offenen U-förmigen Felsabsatzes, aus dessen nach Süden hin orientierter Wand die Quelle hervorsprudelt, während sie doch nach Chiampell aus einem nach Osten hin orientierten Kalkfelsen entspringen soll.⁶ Ausser dieser diskussionswürdigen Angabe der Himmelsrichtung irritiert zudem die Beschreibung des Umrisses des Höhleneingangs.



Das Felsband mit der Funtana Chistagna am rechten Bildrand als südlicher Begrenzung des Seitentälchens und dem weiter in Richtung Süden verlaufenden Haupttal links.

Vor Überraschungen gefeit ist nur, wer sich allein anhand der Übersetzung Conradin von Mohrs auf den Augenschein an der Quelle vorbereitete, denn diese Fassung der «Topographie» verzichtet auf die Wiedergabe der entscheidenden Details:⁷ «Zwei Stunden unterhalb Remüs fällt auf der Mittagseite von der dortigen Bergkette ein Gewässer in den Inn, dessen Hauptquelle 2–3000 Schritte entfernt in Val d’Assa, in einer Kalksteinhöhle entspringt und die wunderbare Eigenschaft besitzt, während des Tages dreimal zu versiegen und dreimal wieder zur vollen Stärke anzuwachsen. Ich hatte im Jahre 1562 Gelegenheit diese Beobachtung selbst zu machen.»⁸

Wer allerdings die Übersetzung von Bazzell und Gaudenz mit in den Rucksack gepackt hat, kann nur staunen, wenn er die Beschreibung der Höhle an Ort und Stelle nachliest, wird doch in dieser Übersetzung nicht der leiseste Versuch unternommen, die Widersprüche zwischen Wirklichkeit und Chiampells Text zu übertünchen: «Aint il spelm svess esa nempe ün cuvel, na facilmaing accessibel e na sainza privel, e quel va fich inaint. Fin aintasom nu pudettan nus rivar, perche cha cur cha tü voust ir amo plü profundamaing inaint, schi dvainta’l tuot in üna vouta plü stret. Davo avair invüdà üna fuschella – siand cha plü inanint vaina plü s-chür, perscruttetan nus tuot quai chi ans füt pussibel. El ha vairamaing bod l’aspet dad ün vuot fat ad arch, raduond e survart convex, ma listess uschè stret, cha là ingio ch’el es il plü lad vessan malapaina lö trais homens in pè ün dasper tschel.»⁹



Die aus einer Felsspalte hervorsprudelnde Funtana Chistagna.

Den sich aus dem Fels ergiessenden Wasserfall vor Augen kann man wirklich nur darüber staunen, wie Chiampell den Eingang zur Höhle beschrieben haben soll: «Sie hat wirklich annähernd das Aussehen eines Bogengewölbes, rund und oben bauchig.» Wohl kaum jemand sieht bei der Lektüre dieser Zeilen vor seinem geistigen Auge das, was ihn dann an Ort und Stelle erwartet, nämlich ein Schlitz im Fels, dessen Umriss der Verengung auf halber Höhe wegen noch am ehesten – in Kenntnis des arabischen Ziffernsystems – mit einer 8 oder – mit einer Metapher nach antikem Vorbild – mit einer senkrecht gestellten Pferdefessel, deren Taille nicht ganz geschlossen ist, zu vergleichen wäre.¹⁰ Wohl bei jedem, den man vorgängig dazu angehalten hätte, die Höhle allein aufgrund der Beschreibung zu zeichnen, wäre sie mit Sicherheit um

einiges breiter ausgefallen, nicht zuletzt vor dem Hintergrund von Chiampells Angabe, dass – knapp gerechnet – immerhin drei Männer nebeneinander Platz fänden.

Wir wollen nun auf den lateinischen Originaltext zurückgreifen und uns im Anschluss an eine möglichst wortgetreue Übertragung ins Deutsche die Bedeutung der von Chiampell in seiner Beschreibung verwendeten Termini etwas genauer ansehen.

«Im Fels selbst findet sich nämlich ein Hohlraum, zu dem man nicht leicht und gefahrlos hingelangt, der weit hineingeht und an dessen Ende zu gelangen wir es indessen nicht schafften. Denn sobald man sein Inneres betreten hat, wird er sogleich enger. Soweit es möglich war, haben wir nämlich alles in Augenschein genommen – im Licht einer Fackel, denn weiter innen ist es stockdunkel. Er hat aber das Aussehen eines Raumes, den ein nach Art eines Schildkrötenpanzers gekrümmter Bogen überspannt, auf diese Weise ist er oben wie ein Gewölbe abgeschlossen, doch so eng, dass er an der Stelle, wo er noch am breitesten ist, kaum drei Männern nebeneinander Platz bietet.»¹¹

Indem sich Chiampell zur Bezeichnung der Höhle des Wortes *specus* bedient, verwendet er ein Wort, das alles offen lässt und die Vorstellung des Lesers mithin noch in keine bestimmte Richtung steuert, kann doch dieses Nomen «toute espèce de cavité» bezeichnen.¹² Entsprechend vielfältig findet sich diese Vokabel denn auch bei Chiampell verwendet, denn er greift auf dieses Wort zurück, um damit so verschiedenartige Dinge zu bezeichnen wie eine Bärenhöhle, einen Murmeltier- und Kaninchenbau oder die Felsspalten, die in den Grotti von Chiavenna für den kühlenden Luftzug sorgen.¹³

Das Aussehen der Öffnung im Fels vergleicht Chiampell mit einem *fornix*, einem Wort mit der Grundbedeutung «Wölbung», «Bogen», das aber auch den Raum darunter mitbezeichnen kann,¹⁴ ein Bedeutungsspektrum, das sich auch in dem von Chiampell rege benutzten Wörterbuch von Ambrogio Calepino findet, der die Vokabel mit dem Synonym *arcus* (Bogen) sowie der Bemerkung «und überhaupt jedes Bauwerk mit einem Gewölbe» erklärt.¹⁵ Die Lexika von Petrus Dasypodius und Petrus Cholinus, die Chiampell ebenfalls benutzt hat, liegen auf derselben Linie, wenn es hier heisst: «Eyn schwielbogen/eyn gewölb»; Synonyme seien *camera* (Gewölbe) und *arcus triumphalis* (Triumphbogen), bzw. «Eyn schwybogen und gewelb».¹⁶ Auch Chiampell verwendet in der zugehörigen Marginalie *camera* als Synonym, was ihn übrigens dazu verleitet haben könnte, *fornix* fälschlicherweise als Femininum zu gebrauchen.

Der Begriff entstammt somit der Bautechnik und gehört zum Sachfeld «von Menschenhand geschaffene Überdachungen». Was wir bei Chiampell lesen, ist nichts anderes als ein schulmässiger Vergleich, könnte also dem entsprechenden Kapitel eines Lehrbuchs für klassische Rhetorik entstammen, insofern *fornix* aus einem der Natur fremden Bereich stammt, also metaphorisch verwendet ist und mit der zu beschreibenden Höhle das *Tertium comparationis* «Wölbung» gemeinsam hat. Denselben bautechnischen Ausdruck verwendet Chiampell als Metapher später noch einmal, um die Enge der Taminaschlucht in Worte zu fassen, deren Steilwände sich an einer Stelle oben – wie er sagt – zum Gewölbe zusammenschliessen, ein Bild, dessen Stimmigkeit sich in Grenzen hält, weil der Begriff *fornix* eigentlich für einen Rundbogen römischer Machart und nicht einen gotischen Spitzbogen steht.¹⁷

Mag man noch mit einer gewissen Grosszügigkeit alles, was zwei gegenüberliegende, sich in der Höhe berührende Wände bilden, als eine Art Gewölbe interpretieren – vor allem in Anbetracht der unmittelbar hinter dem Eingang auch von aussen zu beobachtenden Rundung – und damit die Abweichung von der Realität als nicht allzu gravierend einstufen, so wirken die beiden mit dem Begriff *fornix* verbundenen Attribute nur umso befremdlicher auf uns. Chiampell begnügt sich nämlich nicht damit, die Öffnung im Fels einzig durch ein Nomen zu beschreiben, nein, seine Liebe zum Pleonasmus verleitet ihn dazu, *fornix* gleich mit zwei durch die Partikel *vel* verbundenen und damit als Synonyma gekennzeichneten Attributen aus dem Wortfeld «Bogen, Gewölbe» zu ergänzen und lässt damit die Differenz zwischen der Aussage des Textes und der Realität erst recht zutage treten. Diese Attribute präzisieren nämlich überhaupt nichts, bringen uns vollends in Verlegenheit, denn die beiden Ergänzungen scheinen mit dem Sinngehalt des zugehörigen Nomens in offenkundigem Widerspruch zu stehen.

Von diesen Attributen evoziert insbesondere das erste, *testudineatae*, beim Leser die Vorstellung eines weit ausladenden Bogengewölbes, stellt zur Realität geradezu eine *Contradictio in adiecto* dar, greift es doch das Bild des flach gewölbten Schildkrötenpanzers auf, weshalb das Handwörterbuch von Georges ihm die Bedeutung «mit einer flachgewölbten Decke versehen» zuordnet und bei Columella, einem Autor, dessen Einfluss zumindest bei einem Zeitgenossen Chiampells greifbar ist, die Verbindung *testudineatum tectum* (schildkrötenförmiges Dach) eine Überdachung bezeichnet, deren Dachschrägen wie bei einem Satteldach nach unten auseinandergehen und bis zum Boden reichen.¹⁸ Die Parti-

zipialform *concameratae* hingegen ist mit ‹überwölbt› wiederzugeben, eine Form, die letztlich auf das von Chiampell synonym mit *fornix* verwendete *camera* mit den Bedeutungen ‹Gewölbe›, ‹gewölbte Decke›, ‹Wölbung› zurückgeht. Entsprechend beschreibt in Sallusts ‹Coniuratio Catilinae› der Ausdruck *camera lapideis fornicibus iuncta* das von Steinbögen gehaltene Gewölbe im römischen Staatskerker beim Forum.¹⁹ Chiampell selbst verwendet dieses Wort bei der Beschreibung der weiträumigen Höhle bei Tiefencastel und des Archivs im Rathaus von Davos.²⁰ Diese beiden Attribute scheinen mithin alles andere als den an Ort und Stelle sichtbaren Schlitz zu beschreiben.

Womöglich war sich Chiampell selber nicht so sicher, ob seine Beschreibung beim Leser zu den richtigen Vorstellungen führen würde. Jedenfalls setzt er nochmals an und ergänzt nun auch noch das von ihm im Sinne von ‹Höhle› verwendete Wort *specus* mit einem Attribut, und zwar mit dem als Fremdwort bekannten Adjektiv *convexus*, das einerseits synonym mit den beiden vorangehenden Attributen verwendet werden kann, dann aber noch mit der speziellen Bedeutung ‹steil nach unten herablaufend› verbunden ist.²¹ Erst vor dem Hintergrund der doppelten Bedeutung von *convexus* macht nun auch die mit der Partikel ‹doch› eingeleitete Fortsetzung des Satzes mit dem Hinweis auf die geringe Breite der Höhle Sinn; erst hier wird das Vorstellungsvermögen des Lesers eindeutig in die mit der Wirklichkeit übereinstimmende Richtung gelenkt.

Wahrnehmung überformt durch sprachliche Vorbilder

Wie ein Text beschaffen sein müsste, um eindeutige Vorstellungen vom Aussehen der Höhle zu vermitteln, zeigt das Protokoll der Begehung durch Jörg und Max Steiner im Jahr 1974. Dort ist die Rede von einer Eingangspalte, die sich in einer engen, meist hohen Spalte fortsetzt, und mehreren Hallen und sogar einem kleinen Saal im hinteren Teil des Höhlensystems, einzig über eine kriechend zurückzulegende Passage von 10 m zugänglich.²² Von diesem Teil einmal abgesehen, der für Chiampell bereits zu weit hinten lag, will der Text der ‹Topographie› ja eigentlich auch nichts anderes als genau diesen Sachverhalt im Medium der Sprache abbilden. Wie kommt Chiampell dazu, sich derart missverständlicher bis unpassender Begriffe zu bedienen?

Ändern wir doch Goethes Zitat etwas ab und bringen das Problem auf den Punkt: Man sieht nur, was zu beschreiben man ge-

lernt hat – insbesondere in einer Fremdsprache. Bei Vergil, jenem vom Mittelalter verehrten Klassiker, der seine Stellung als Schulautor bis heute hat halten können, den auch Chiampell zitiert oder zumindest anklingen lässt und dessen Verse zum Tod von Laokoon er an einer Stelle sogar in seinen eigenen Wortlaut einfließen liess,²³ hätte er während seiner Lateinstudien den beiden folgenden Stellen begegnen können: Im zehnten Buch suchen Bauern und Wanderer in einer Höhle – *alti fornice saxi* – Schutz vor einem Unwetter, womit klar sein dürfte, dass diese ‹Wölbung des hohen Felsens› um einiges breiter als die Quellschale in der Val d’Assa zu denken ist.²⁴ Aus dem ersten Buch der Aeneis interessiert dann jene Stelle, wo der Thron der karthagischen Königin Dido mitten unter einem die volle Breite eines Tempels überspannenden Gewölbe steht: *media testudine templi* (mitten unter dem ‹Schildkrötenpanzer› des Tempels).²⁵

In einer Zeit, da sogar die Klassiker der lateinischen Literatur Gefahr laufen, in Vergessenheit zu geraten, ist es natürlich erst recht suspekt, noch auf einen antiken Philologen zu verweisen. Doch möglicherweise hat Chiampell bei seiner Vergillektüre den antiken Kommentator Servius zurate gezogen. Jedenfalls zitiert er voll Stolz jenes bekannte Wort von Cato über die vorzügliche Qualität des rätischen Weins, das wir nur aus Servius kennen.²⁶ Vielleicht direkt aus Servius und nicht über Calepino kannte Chiampell auch die von ihm und seinen Zeitgenossen praktizierte Methode, Namen etymologisch dadurch zu erklären, dass ihre Wurzel gerade das Gegenteil der realen Verhältnisse ausdrücken soll, d.h. nach dem Prinzip der auch von Chiampell so benannten Antiphrasis.²⁷ Dieser Servius erklärt nun die erste der beiden oben zitierten Wendungen Vergils durch die Angabe zweier Synonyme für *fornice*, nämlich *concameratione* und *caverna*,²⁸ und im zweiten Fall erläutert er den metaphorisch für ‹Gewölbe› verwendeten Begriff ‹Schildkrötenpanzer› mit dem synonymen Ausdruck *camera incurva* (gekrümmtes Gewölbe), dessen zweiten Teil er zusätzlich mit dem von *fornix* abgeleiteten *fornicata* (gewölbt) gleichsetzt, und fügt dann bei, dass ein Tempeldach den Himmel abbilde, der natürlich ebenfalls eine gekrümmte Fläche darstellt, die Servius diesmal aber mit *convexum* bezeichnet.²⁹

Mit Ausnahme des für uns gewöhnlichsten Ausdrucks *caverna* und des Adjektivs *incurva* (gekrümmt) hat Chiampell diese Wortstämme samt und sonders in seiner Beschreibung der Quelle verbaut, so dass sie sehr an eine schulmässige Wortschatzübung zum Sachfeld ‹Höhle› anhand von Servius erinnert. Chiampell erweist sich damit als Kenner der Synonymik zum Thema ‹Höhle›, nur

dass die das Vorbild liefernden Stellen etwas beschreiben, was so gar nichts mit der Felsspalte in der Val d'Assa gemein hat. Ja, man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass das für die Beschreibung der Quelhöhle völlig unpassende Partizip *testudineatus* (nach Art eines Schildkrötenpanzers gewölbt) nur deswegen im Text steht, weil Chiampell damit seine souveräne Beherrschung des lateinischen Vokabulars unter Beweis stellen wollte. Chiampell profiliert sich nämlich auch andernorts ganz gern als Kenner des lateinischen Sprachgebrauchs, so z. B., wenn er in einem wörtlichen Zitat aus Sebastian Münsters Übersetzung von Tschudis «Rhaetia» dessen zwei falsche Kasusformen korrigiert oder eine kurze Passage daraus auf eine höhere Stilebene transponiert.³⁰ Im Übrigen steht Chiampell mit dieser Zuordnung der Begriffe nicht allein da. Dieses Set von Ausdrücken erlangte geradezu normativen Charakter, wie die im Grimm'schen Wörterbuch versammelten Belege aus nachantiken Lexikographen zeigen, die immer wieder die Synonyma *fornix*, *camera* und *testudo* anführen – allerdings für den Schwebebogen als frei zwischen zwei Mauern gespannte Verstrebung.³¹

Der Bezug auf Vorbilder ist offensichtlich wichtiger als eine möglichst getreue Beschreibung der Realität. Was wir in Chiampells Text als Wahrnehmung von Natur zu bezeichnen pflegen, ist mithin ein Konstrukt, das einem Vorwissen verpflichtet ist, nämlich dem Wissen um vorgegebene Formulierungen jener Autoren, die man sich zum Vorbild genommen hatte, wie die Vergils und seines Hauptkommentators. Es ist allerdings nicht so, dass eine Orientierung an antikem Sprachgebrauch a priori eine naturgetreue Höhlenbeschreibung ausschliessen würde. Chiampell hätte sich nur für einen klar deskriptiven Beschreibungsstil entscheiden müssen unter Verwendung von Begriffen aus der zum Verbum *bio* (klaffen) gehörenden Wortfamilie in Verbindung mit *rima*, dem Wort für «Spalte». Die Antike hielt Vorbilder auch für dieses Vorgehen bereit. Seneca beschreibt in einer seiner Tragödien, die für ihren manieristischen Stil berüchtigt sind, paradoxerweise Natur anschaulicher als Chiampell. Die Höhle beim heutigen Kap Tainaron, wo man einen der Eingänge zur Unterwelt lokalisierte, wird nämlich folgendermassen vorgestellt:³² «Tief klafft der Fels, und weit auf sperrt/den ungeheu'ren Rachen eine Schlucht,/die breite Straße zu des Todes Haus./Am Eingang ist die Höhle nicht so finster;/ein blasser Schein des Tageslichts von aussen,/ein matter Strahl der Sonne fällt hinein,/das Auge blendend.»

Auch der von Chiampell zitierte Felix Faber lässt den Hinterrhein prosaisch *e caverna profunda petrae* (aus einer tiefen Felshöhle)

entspringen.³³ Dieses nur schon vom Fremdwort her leicht verständliche Wort *caverna* ist Chiampell durchaus nicht unbekannt; benützt er es doch auch in eigenen Formulierungen, manchmal sogar verbunden mit dem Begriff «Kluft», den er manchmal zusammen mit «Ritze» überhaupt bevorzugt für enge Täler gebraucht.³⁴ Die ganze Problematik rührt letztlich einzig und allein von der Verwendung einer Baumetapher her. Darum drängt sich die Frage auf, was Chiampell mit seinen Formulierungen eigentlich bezweckte. Will er in seinem Text wirklich bloss Wendungen von Vergil, dem allseits geachteten Dichterrfürsten der Römer, anklängen lassen und das Problem mit den ungeeigneten Ausdrücken wäre dann als die zwangsläufige Folge dieses Bekenntnisses zu Vergil zu betrachten? Oder war es ihm vor allem daran gelegen, in seine Höhlenbeschreibung unter allen Umständen eine Baumetapher einzufügen, und in Vergil wäre dann nicht mehr als der Lieferant des Gewünschten zu sehen? Wie dem auch sei, bereits hier wollen wir jedenfalls festhalten: Nach Chiampell beweist das Innere der Höhle, dass sie unmöglich das Werk von Menschen sein könne, und den Quelltopf vergleicht er mit einem Backofen, womit eine zweite Baumetapher mit ins Spiel kommt.³⁵

Strukturierung der Wirklichkeit nach dem Kartenbild

Vieles an Chiampells Höhlenbeschreibung ist erstaunlich exakt und wird durch moderne Beschreibungen des Höhleninneren bestätigt. Nach dem Protokoll der Höhlenbegehung von Jörg und Max Steiner – diesbezüglich stützt sich der Schreibende allein auf die Literatur und nicht den persönlichen Augenschein – sprechen insbesondere folgende Punkte für eine tatsächliche Begehung der Höhle durch Chiampell: Der Quelltopf befindet sich in einem von der Haupthöhle abzweigenden Seitengang in Marschrichtung rechts, genau wie das von Chiampell genannte Seelein mit dem periodisch steigenden und fallenden Wasserspiegel. Chiampells Verweis auf eine dreifach gegliederte Abstufung, die zum erwähnten Seelein hinunterführt, stimmt überein mit der Erwähnung einer Stufe im modernen Bericht. Auch die von Chiampell erwähnten Stalagmiten lassen sich ab und zu finden.³⁶

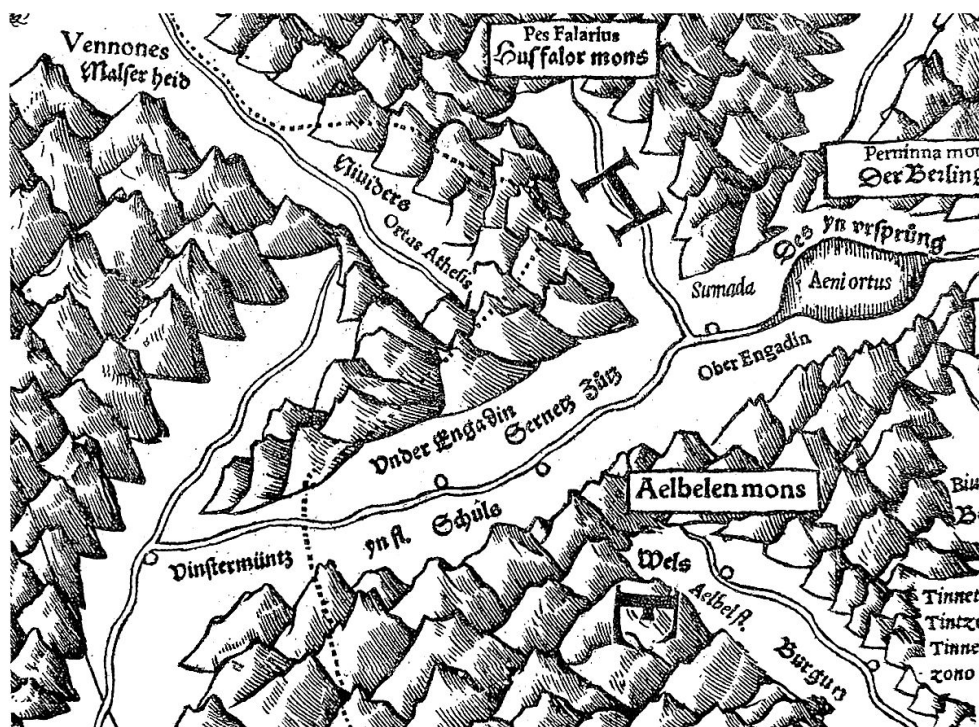
Grundsätzliche Zweifel an Chiampells Bericht sind deshalb nicht berechtigt, man kann ihn nicht wie den von Petrarca über die Besteigung des Mont Ventoux als bloss fiktiv abtun.³⁷

Gerade vor dem Hintergrund all dieser richtig rapportierten Details irritiert umso mehr die falsche Angabe einer Himmelsrich-

tung gleich zu Beginn des Berichts. Wer wie Chiampell um die Mittagszeit zur Höhle hinaufgestiegen ist, nimmt erstaunt zur Kenntnis, dass die Felswand mit der Höhle vollständig im Schatten liegt, d. h. nach Norden exponiert ist, weshalb die heutige Höhlenforschung von der Südhöhle spricht. Doch bei Chiampell steht etwas anderes: «Übrigens fließt das Quellwasser in reichlicher Menge aus einem eindrucksvoll hoch aufragenden weissen – offensichtlich aus Kalkstein bestehenden – Fels hervor, der nach Osten schaut.»³⁸

Den Widerspruch zwischen Text und Wirklichkeit illustriert die Abbildung auf Seite 5 mit dem – abgesehen von einigen wenigen besonnten Stellen in der linken Bildhälfte – vollständig im Schatten liegenden Vordergrund. Das Foto wurde um 13.05 Uhr Sommerzeit, d. h. um 12.05 Uhr Normalzeit, aufgenommen, was ohne Berücksichtigung der Zeitgleichung auf etwa 11.45 Uhr Ortszeit führt, denn die Quelle liegt mit den Koordinaten 827 875/189 050 auf 10° 25' 30,39" östlicher Länge, d. h. die sich an der Sonne orientierende Ortszeit läuft der Mitteleuropäischen Zeit (Sonnenzeit für 15° östlicher Länge) um gut 18 Minuten hinterher. Chiampell, der eine Sonnenuhr bei sich hatte, sei es nun bloss ein so genannter Bauernring gewesen oder vielleicht sogar eine der seit dem Ende des 15. Jahrhunderts in Mode gekommenen Klappsonnenuhren, gibt an, dass er sich von 10 Uhr an bis etwa um Mittag herum, jedenfalls über 11 Uhr hinaus bei der Quelle aufgehalten habe.³⁹ Damit wurde das Foto ziemlich genau zu der Zeit aufgenommen, als auch Chiampell bei der Quelle war, wobei allerdings noch in Rechnung gestellt werden muss, dass Chiampells Augenschein vom 24. August, das Foto aber vom 2. August datiert; d. h. aufgrund der Datumsdifferenz und des damit verbundenen tieferen Sonnenstandes muss man sich für den Zeitpunkt von Chiampells Besuch einen noch bedeutend weiter nach vorn reichenden Schattenwurf vorstellen, so dass ihm nur schon deswegen die Nordexposition des Höhleneingangs hätte bewusst werden müssen.

Kann jemand, der die Zeit mit der Sonnenuhr misst, wirklich Norden und Osten miteinander verwechseln, oder hat Chiampell etwa vielleicht bewusst so formuliert, weil er einerseits die oben erwähnte zweimalige Richtungsänderung dieses Seitengewässers der Val d'Assa auf eine einmalige Richtungsänderung reduzieren und damit die Hauptachse dieses Tals nach der Nord-südachse ausrichten wollte? Es ist immerhin auffällig, dass Chiampell die Ramosch gegenüberliegende Talflanke für die Stelle, wo die Val d'Assa abzweigt, als «Südflanke» bezeichnet,



Tschudi, Schweizerkarte: Verlauf des Engadins.

ren Namensverzeichnis meinen, weil Tschudi diesen Namen nur hier erwähnt. Dagegen beschränkt sich Stumpf in den «Landtalen» von 1556 wie in seiner «Beschreibung» auf eine deutsche Angabe und vermerkt an der betreffenden Stelle einzig ein «Clösterli».⁴³

Jedenfalls wäre es merkwürdig, wenn die bei Guler überlieferte Karte die topographischen Vorstellungen Chiampells am genauesten widerspiegeln würde, denn von Scuol an verläuft das Unterengadin wie z. T. bereits das Oberengadin völlig realitätsfremd – vielleicht um das Kartenbild der beschränkten Breite einer Seite anzupassen? – beinahe auf einer Nord-Süd-Achse, so dass Chiampell kaum die eine Seite des Engadins als die südliche hätte bezeichnen können, wäre er von diesem Kartenbild ausgegangen.⁴⁴ Da bildet Tschudis Karte trotz der Vernachlässigung des von Chiampell so genau beschriebenen Richtungswechsels zwischen Zernez und Susch und damit eines in etwa gleichmässigen Verlaufs des Engadins in nordöstlicher Richtung die topographischen Verhältnisse «genauer» ab;⁴⁵ und trotzdem: Wenn man sich die Darstellung der Gebirgskette rechts des Inns auf dieser Karte anschaut, wächst das Verständnis für eine vereinfachte Darstellung der Lage der Funtana Chistagna.

Dafür, dass Chiampell beim Leser das Kartenbild voraussetzt, sprechen noch andere Argumente. Angaben zur Lage eines Ortes an einem Fließgewässer stützen sich nämlich merkwürdig selten auf die Fliessrichtung als Bezugspunkt; eine der wenigen Ausnah-



Tschudi, Schweizerkarte:
Die nicht bezeichnete March
ist gegenüber dem Gaster-
land in dem Winkel zu denken,
den die Linth nach der Ein-
mündung in die Maag mit der
Limmat bildet.



Tschudi, Schweizerkarte: Der
Rhein fliesst nach Chur in
Richtung Landquart zunächst
in östlicher Richtung.

men ist die Gerichtsgemeinde Waltensburg: «rheinabwärts der ersten (Disentis) benachbart auf dessen linkem Ufer» gelegen.⁴⁶ In der Regel wählt Chiampell jedoch ein anderes sprachliches Mittel mit einem anderen Referenzpunkt, nämlich dem des Sprechenden Subjekts. Sobald nämlich die Präpositionen *citra* (diesseits von) und *ultra/trans* (jenseits von) ins Spiel kommen – Chiampell verwendet sie ausgesprochen häufig –, ist es grundsätzlich der jeweilige Standpunkt des Sprechenden, der über die Lage von «diesseits» und «jenseits» entscheidet. So lag Germanien für die alten Römer «jenseits der Alpen», war eine transalpine Provinz, während Oberitalien ein «diesseits der Alpen», *cisalpin* gelegenes Gebiet war. Für Chiampell war Bezugspunkt der Betrachter einer südorientierten Karte wie derjenigen von Tschudi. Denn nur so lässt sich die Bezeichnung der linksrheinischen, in der Gegend von Bad Ragaz ansässigen Ruchantier als «Ruchantier diesseits des Rheins» erklären.⁴⁷ Entsprechend ist auch das sich entlang dem westlichen bzw. linken Rheinufer erstreckende Domleschg, ein Begriff, der damals auf den heute Heinzenberg genannten Teil der Talschaft angewendet wurde, «diesseits des Rheins gelegen».⁴⁸ Was für Chiampell jeweils «diesseits» liegt, liegt zur Eidgenossenschaft hin, die auf Tschudis Karte den grössten Teil des «untern», d. h. südlichen Bereichs einnimmt. Ersichtlich wird dies auch aus der Art, wie Chiampell das Gasterland von der March unterscheidet. Was nach der Einmündung der Linth in die Maag diesseits der Limmat und damit nach Tschudis Karte, auf der Maag und Limmat ziemlich genau in westöstlicher Richtung fliessen, zwischen Ziegelbrücke und Uznach auf deren rechtem Ufer liegt, ist das Gasterland, während das Gebiet nach Lachen hin, die so genannte March, jenseits der Limmat liegt.⁴⁹ Nur sehr selten formuliert Chiampell aus der Perspektive eines Bewohners von Rätien und bezeichnet dann z. B. die rechtsrheinischen Gebiete bis Maienfeld und Fläsch als «diesseits des Rheins» gelegen; die eben erwähnten Ruchantier können dann schon einmal auch jenseits des Rheins wohnen.⁵⁰ Der Einfluss von Tschudis Kartenbild zeigt sich allenthalben in der «Topographie». So ist man befremdet, wenn Chiampell das Gemeindegebiet von Trimmis im Osten und nicht im Norden an dasjenige von Chur grenzen lässt, wo er doch immerhin einige Zeit als Pfarrer tätig war und deshalb die Verhältnisse aus eigener Anschauung hätte kennen sollen.⁵¹ Ein Blick auf Tschudis Karte löst das Rätsel: Der Rhein fliesst nach Chur zunächst ziemlich genau nach Osten und wendet sich erst dann nach Norden, wenn er bereits etwa die Hälfte der Strecke bis nach Zizers zurückgelegt hat; unter dieser Voraussetzung muss Trimmis logischerweise öst-



Tschudi, Schweizerkarte: Je näher am Rhein man sich Maienfeld denkt, umso östlicher liegt die Luziensteig.

lich von Chur liegen. Und auch die rätselhafte Lage der Luziensteig im Osten von Maienfeld verdankt sich Tschudis Kartenbild.⁵² Weil Tschudi den Rhein bei Maienfeld völlig realitätsfremd zunächst in westliche Richtung fließen lässt, bevor er dessen Lauf ziemlich genau nach Norden hin ausrichtet, kommt der mit dem Fläscher Berg auslaufende Bergzug und damit auch die Lu-



Tschudi, Schweizerkarte: Montlingen eingezeichnet im Osten statt südlich von Altstätten.

zienzeig nordöstlich von Maienfeld zu liegen. Mit aller nur wünschenswerten Klarheit zeigt sich der Einfluss Tschudis, wenn Chiampell das im St. Galler Rheintal südlich von Altstätten am Rhein gelegene Montlingen mit einem Fehler von genau 90° in den Osten von Altstätten verlegt, wo es auf Tschudis Karte verzeichnet ist.⁵³

Wir fassen bei Chiampell alles andere als eine naive und unmittelbare Wahrnehmung von Natur, sondern nur das, was er uns bewusst vermitteln will. So wie die Beschreibung des Höhleneingangs durch den Filter sprachlicher Vorbilder geformt ist, so sehen wir jetzt, wie er auch Landschaft nicht voraussetzungslos beschreibt; jemandem, der mit transportablen Sonnenuhren umzugehen wusste, geraten nicht grundlos die Himmelsrichtungen durcheinander. Nein, er vermittelt ein mit den damaligen Karten kompatibles Landschaftsbild, ausgehend von einem Vorverständnis, das sich auf seine Kartenkenntnis stützt.

Schöpfungshermeneutik unter dem Einfluss von Zwingli

Es ist die seit der Antike als literarisches Gliederungsprinzip bekannte Ringkomposition, mit der uns Chiampell verrät, was ihm an der Funtana Chistagna so wichtig war. Mit dem Einbau dieser Kompositionsregel in seinen Text konnte er die vordergründig auf rein naturwissenschaftliche Aspekte fokussierte Anfrage Gesners beantworten, andererseits dem Leser über die Existenz dieser Quelle seine und letztlich aber auch Gesners Weltdeutung vermitteln. Bemerkenswerterweise sagt Chiampell, dass die Anfrage Gesners ihn nur «teils» dorthin gezogen habe, der erstgenannte Grund ist ein anderer: das Wunder der Naturerscheinung,⁵⁴ das – wie er gleich zu Beginn ausführte – derart sei, «dass daraus klar hervorgeht, wie sich der Herrgott darum bemühte, jenen Ort so auszuschnücken, damit die Menschen sich angezogen fühlten, das Wunder seiner staunenswerten göttlichen Vorsehung, die auch in jener total unwirtlichen Einsamkeit beständig wirkt, zu betrachten und als wahr zu erkennen.»⁵⁵ Im bislang noch unpublizierten Autograph von Maienfeld aus dem Sprecher'schen Familienarchiv wird auf Blatt 293 dieser Gedanke noch durch eine Marginalie hervorgehoben: «Die göttliche Vorsehung offenbart sich auch in einer total unwirtlichen Einsamkeit.» Alles, was Chiampell berichtet, ist eingerahmt von diesem Motiv der göttlichen Vorsehung; denn er beschliesst den eigentlichen Bericht über seinen

Besuch bei der Quelle – es folgen nur mehr einige gelehrte Bemerkungen zu ähnlichen Erscheinungen – mit dem Hinweis darauf, dass er und seine Begleiter von einem plötzlich eintretenden Stein Schlag verschont blieben, «offenbar weil jenes Auge der göttlichen Macht uns in jeder Hinsicht schützte. Unserem himmlischen Gottvater sei um Jesu Christi willen für immer Ruhm und Ehre!»⁵⁶ Chiampells naturhistorische Interessen treten in seinem Bericht über die Quelle in den Dienst seiner theologischen Berufung; sein Quellbericht wird zur Predigt und das Naturerlebnis zur Paränese. Was sich hier als Ergebnis einer Schlussfolgerung präsentiert, bestätigt eine Marginalie zu seinem Schlusswort des dritten Anhangs der «Topographie», der sich hauptsächlich mit der Flora und Fauna Rätens beschäftigt: «In allem muss die Ehre der göttlichen Macht berücksichtigt und überall bei jeder Gelegenheit verbreitet werden.»⁵⁷ Wie sollte es auch anders sein, wenn der Chiampells Erwartungshorizont entsprechende Leser als «gottesfürchtig» bezeichnet wird?⁵⁸

Chiampell will uns anhand der Funtana Chistagna darüber belehren, wie man im Buch der Natur zu lesen hat – so die viel zitierte Metapher für das so genannt hermeneutische Naturverständnis, ein Deutungsverfahren, das Natur und heilige Schrift einander gleichsetzt. Erstmals hat Augustin vom *liber creaturae*, dem Buch der Schöpfung, gesprochen, ein Gedanke, den dann Alain de Lille im 12. Jahrhundert auf eine eingängige Versform brachte: *Omnis mundi creatura/quasi liber et pictura/nobis est et speculum* – Jede Kreatur der Welt ist für uns gleichsam Buch, Bild und Spiegel. «Wie das Buch der Schrift verweist auch das Buch der geschaffenen Natur auf den einen Autor beider Bücher, durch die der Mensch den Schöpfer gleichermassen zu erkennen vermag.»⁵⁹ Biblisch abgestützt wird ein derartiges Naturverständnis durch eine Stelle im «Römerbrief»: «Denn was von ihm [Gott] unsichtbar ist, seine unvergängliche Kraft und Gottheit, wird seit der Erschaffung der Welt mit der Vernunft an seinen Werken wahrgenommen.»⁶⁰

Diesen Weg zur Erkenntnis Gottes billigte die Reformation im Allgemeinen nicht ohne Vorbehalte, mit Ausnahme von Calvin und insbesondere Zwingli, den Chiampell wohl nicht zufällig als eine Luther gleichrangige Autorität behandelt.⁶¹ Wo Chiampell studiert hat, ist leider nicht bekannt. Dass es Zürich war, ist eine an sich nahe liegende Vermutung. Damit wäre er bereits dort in Kontakt mit der Naturphilosophie Gesners gekommen. Conrad Gesner, Chiampells Auftragsgeber zur Erkundung der Funtana Chistagna, vertrat ebenfalls eine naturhermeneutische Linie im

Einklang mit der Theologie Zwinglis, wie wir seit Urs Leus bahnbrechender Dissertation mit dem Titel «Conrad Gesner als Theologe» wissen.⁶² Zuvor wurden die Werke des Zürcher Universalgelehrten, von denen Chiampell die «*Icones animalium*», die Tierbilder, rege benutzt haben muss und seinen Lesern weiter empfiehlt,⁶³ nämlich nur unter dem naturwissenschaftlichen Aspekt gewürdigt und seine theologischen Leistungen für die Schola Tigurina verkannt. «Leu weist nach, dass Gessner die über Erasmus und Zwingli im Zürcher religionsphilosophischen Denken wichtige Rolle der Natur zu einer Naturtheologie erweitern kann, auf deren Basis sein Fach Naturphilosophie an der Schola Tigurina theologisch begründbar wird.»⁶⁴ Für Zwingli bestanden enge Zusammenhänge zwischen der sinnlich wahrnehmbaren Schöpfung und der in der Bibel enthaltenen Offenbarung, kühn erwägt er sogar, die Unterscheidung zwischen Natur und Gott zu einem rein terminologischen Problem zu machen: «Wenn also die Welt [...] einen Anfang hatte, ist es offensichtlich, dass unsere nährnde Erde weder von Ewigkeit her noch von Natur aus bestand, ausser man verstehe Natur als eine andere Benennung für jene unsere göttliche Kraft.»⁶⁵ Exemplarisch zeigt sich diese Haltung im Rückgriff auf das Murmeltier nebst Igel und Eichhörnchen im Rahmen von Zwinglis Memorandum «Über die Vorsehung», um das Wirken der göttlichen Weisheit zu illustrieren. Deren um die zwanzig Jahre später publizierte Beschreibung durch Gesner und den Pfarrherrn Johannes Stumpf, einen Parteigänger Zwinglis, ist mithin als Beitrag zu einer in erster Linie von theologischen und nicht humanistischen Interessen geleiteten Thematik zu verstehen.⁶⁶ In einem bezeichnenden Punkt unterscheiden sich Zwingli und Gesner allerdings von Stumpf: Zwingli und Gesner interessiert überhaupt nicht, ob ein Lebewesen «besonder guot zeessen» ist, d. h. die Lebewesen werden nicht unter dem bei Stumpf vorherrschenden und von Chiampell im dritten Anhang übernommenen utilitaristischen Gesichtspunkt betrachtet. Für diese Perspektive scheint man den theologisch anspruchsvollen Begriff der «Vorsehung» überhaupt gemieden zu haben, denn Reichtum an Jagdwild schreibt Stumpf im Schlusswort des neunten Buches Gottes «sægen» und «benedeyung» zu, was Chiampell unter Vermeidung von *providentia* mit *divina benedictio* und *favor* wiedergibt.⁶⁷

Die göttliche Vorsehung ist für Chiampell jedoch zum einen dann am Werk, wenn es um die individuelle Errettung aus der tödlichen Gefahr eines Steinschlags geht; Theologen reden in diesem Zusammenhang von der *providentia specialissima*.⁶⁸ Zum andern er-

kennt er die göttliche Vorsehung in der Natur dann, wenn ihn etwas innerhalb der Schöpfungsordnung durch seine raffinierte Ausgestaltung zum Staunen bringt. Diese so genannt *providentia generalis* zielt nicht auf die Bedürfnisse des einzelnen Individuums, nicht einmal auf die einer Dorfgemeinschaft. Das Wasser der Funtana Chistagna würde sich auch dann zum Betrieb von Mühlen nutzen lassen, wenn es nicht aus einer so kunstvoll geschaffenen Höhle entspringen würde.⁶⁹ Und damit bringt Chiampell eine theologische Vorstellung ins Spiel, die bei Stumpf fehlt, jedoch bei Zwingli eine zentrale Rolle spielt, insofern die Natur allein schon als Phänomen das sichtbare Walten der göttlichen Vorsehung widerspiegelt. In bildmächtiger Sprache erklärt Zwingli an einer Schlüsselstelle seines «Commentarius»: «Es ist nun Zeit, für alles, was bis anhin über die Weisheit und Vorsehung Gottes gesagt wurde, die Bezeugungen durch sein eigenes Wort anzuführen. [...] Beides malt er (Psalm 104,1–35) nämlich in der Art ab, dass du den Schöpfer zu sehen vermeinst, wie er prüfend die Berge in seiner starken Hand hält, einen jeden an seinen Ort stellt, mittendurch Täler und in den Tälern kühle Flüsse anlegt, sich die Fluren erstrecken lässt und das wütende Meer in seine Abgründe zurückstösst, damit es durch seinen Ausbruch keine Verwirrung stifte.»⁷⁰ Die Vorsehung ist für Zwingli untrennbar mit Gott verbunden, «damit gleichbedeutend für Gottes Gnade und Liebe», weshalb er zum Schluss kommt, «dass, wer die Vorsehung in allen Dingen bestreitet, damit zugleich auch die Existenz Gottes leugnet.»⁷¹ Mit seiner Marginalie über die Funtana Chistagna als Zeichen der göttlichen Vorsehung stützt Chiampell gewissermassen Zwinglis generalisierende Aussagen mit einem Einzelbeleg. Seine Leser sollen die Quelle als Teil der um des Menschen willen geschaffenen Schöpfungsordnung an sich sehen, wobei er «Vorsehung» im Sinne einer wunderbaren Einrichtung der Welt mit der auf das einzelne Individuum bezogenen Fürsorglichkeit Gottes verbindet analog zur Pfäferser Therme, wo in beeindruckender Naturkulisse heilkräftiges Wasser entspringt – ebenfalls ein Ort, der das Wirken der göttlichen Vorsehung unter Beweis stellt; Chiampell verwendet beide Male sogar das gleiche Verbum.⁷²

Manchmal greift Chiampells Art der Naturwahrnehmung sogar über Zwingli hinaus auf längst überwunden geglaubte Weltsichten zurück. So ist er geradezu darauf fixiert, alles und jedes allegorisch und moralisch zu deuten, obwohl Thierry von Chartres bereits im 12. Jahrhundert die *allegoricam et moralem lectionem* der Genesis verurteilt hatte,⁷³ kann es z. B. nicht unterlassen zu fragen,

was für ein göttlicher Ratschluss sich wohl für die Bewohner Rätiens darin zeige, dass das Wasser der Adda sich nicht vollständig mit dem des Comersees vermische, sondern seine eigene Farbe beibehalte.⁷⁴ Nochmals anders verhält es sich, wenn Chiampell die von Albertus Magnus eingeführte Unterscheidung zwischen *naturalia* und *artificialia* für sein eigenes Kategoriensystem übernimmt⁷⁵ und darum bei jeder aussergewöhnlichen Struktur sogleich die Grundfrage stellt, ob sich diese der Natur oder einem menschlichen Eingriff verdankt. Wie wichtig ihm die Antwort auf diese Frage war, zeigt der Umstand, dass er in seinem Bericht über die Funtana Chistagna gleich zweimal an sich gegenseitig ergänzenden Stellen die Wendung *ut appareat* – so dass ersichtlich wird – gebraucht, nämlich dass sich diese Quelhöhle nicht Menschenwerk, sondern eben einer göttlichen Absicht verdankt;⁷⁶ Wahrnehmung der Natur ist für Chiampell keinesfalls Selbstzweck.

Allenthalben trifft man in der «Topographie» auf Stellen, an denen die Zuweisung eines aussergewöhnlichen Landschaftsdetails zu den *naturalia* oder *artificialia* diskutiert wird. So ist in Chiavenna die durch die Lavezsteingewinnung entstandene Kluft, die den Hügel im Parco Paradiso entzweischneidet, eindeutig menschlichem Wirken zuzuschreiben;⁷⁷ bei der grossen Höhle in Tiefencastel und der in den Fels eingetieften Badestelle der Pfäferser Therme hingegen mag sich Chiampell nicht entscheiden.⁷⁸ Im Zusammenhang mit Befestigungen weist er darüber hinaus nicht selten auf das Zusammenwirken von natürlichen Voraussetzungen und menschlicher Ingenieurskunst hin.⁷⁹ Der Hügel in Ardez hinwiederum, auf dem die Ruine Steinsberg liegt, ist zwar durchaus bewundernswert, weil ihn auch Menschenhand nicht schöner und prächtiger hätte erschaffen können, doch bloss deswegen legt er für Chiampell noch kein Zeugnis für ein ausdrücklich zu erwähnendes göttliches Eingreifen ab.⁸⁰ Es fehlt offensichtlich der Bezug zum Aussergewöhnlichen, der nur dann gegeben ist, wenn sich etwas von der insgesamt als Gottes Werk betrachteten Natur paradoxerweise durch Ähnlichkeit mit Menschenwerk abhebt, und zwar im Verbund mit einer weiteren Abweichung vom Üblichen, zwei Bedingungen, die die intermittierende Funtana Chistagna auf eindrückliche Weise erfüllt. Vor diesem Hintergrund erscheint nun auch die Verwendung der eingangs besprochenen, alles andere als glücklich gewählten Baumetapher in einem völlig neuen Licht. Für Chiampell ist das schöpferische Wirken Gottes eben immer dann wahrnehmbar, wenn in der Natur etwas kunstvoll wie von Menschenhand geschaffen aussieht, es aber dennoch nicht ist. So beschreibt er sowohl das Äussere wie das Innere der

Quellhöhle mit Begriffen aus dem Bauwesen, weist auf Ähnlichkeiten des Höhleninneren mit frisch gekalkten Wänden hin⁸¹ und kann trotzdem dank der im Hauptgang festgestellten Unregelmässigkeiten menschliches Wirken ausschliessen und die Höhle – gewissermassen ein von der Natur geschaffenes Kunstwerk, ein *naturale artificium* – als Beleg für das überlegte Wirken des göttlichen Künstlers sichern, des *artifex*, wie Zwingli Gott nicht einzig an der oben zitierten Stelle bezeichnet.

Entfesselte Natur und Theodizee

Ebenfalls Zwingli schloss sich Chiampell in der so genannten Frage der Erkennbarkeit Gottes im Weltprozess an. An sich hatte schon im 13. Jahrhundert Albertus Magnus folgende modern anmutende These vertreten: «In der Naturforschung haben wir nicht zu untersuchen, ob und wie der Schöpfer-Gott nach seinem vollkommen freien Willen durch unmittelbares Eingreifen sich seiner Geschöpfe bedient, um durch ein Wunder seine Allmacht kundzutun. Wir haben vielmehr einzig und allein zu erforschen, was im Bereich der Natur durch natureigene Kräfte auf natürliche Weise alles möglich ist.» Beinahe zeitgleich hatte Bonaventura unter dem Einfluss der arabischen Kommentatoren von Aristoteles im gleichen Sinn postuliert, dass die Natur gemäss den ihr von Gott einverleibten Gesetzen handle.⁸² Doch im Zuge einer Renaissance der Vorsehungslehre im 16. Jahrhundert lesen wir bei Zwingli: «Wenn wir aber das Wort ‹Vorsehung› hören, verstehen wir darunter die Weisheit, die alles vorhersieht und das Vorhergesehene ordnet. Deshalb definieren wir sie folgendermassen: Vorsehung ist die immerwährende unveränderliche Regierung und Verwaltung aller Dinge.»⁸³

Entsprechend reicht für Chiampell das von Bonaventura eingeführte Modell von den der Natur innewohnenden Gesetzmässigkeiten schnell einmal nicht aus, um Naturerscheinungen zu erklären, verweist eine Naturkatastrophe explizit auf göttliches Eingreifen, weil sie für ihn nur als ein aus dem Rahmen des Gewohnten fallendes göttliches Zeichen interpretiert werden konnte. Offensichtlich wollte Chiampell in diesen Fällen die Phänomene nicht nur mittelbar und damit bloss in einem verallgemeinernden Sinn als Produkt der Schöpfung auf das Göttliche zurückführen, sondern unmittelbar auf deren Urheber selbst. Während er anhand der miteinander korrespondierenden Begriffe *naturale/artificiale* noch einen deskriptiven und damit gewissermassen objektiven

Ansatz von Naturhermeneutik verfolgen konnte, indem er das auf natürliche Weise entstandene Kunstfertige zum Indikator göttlicher Präsenz machte, wird nun dem Adjektiv *naturale* (von Natur entstanden) als Gegenpol direkt *divinum* (göttlich) entgegengestellt und ein schlussfolgernder Prozess entfällt. Dieses Wahrnehmungsmuster harmoniert aufs Beste mit Chiampells Schöpfungshermeneutik. Wenn in der Natur bereits eine aussergewöhnliche Formation theologisch relevant sein kann, so ist auch bei den sich in der Natur abspielenden Vorgängen nicht unbedingt das eigentliche Wunder, definiert als ein Vorkommnis *contra usum naturae* (gegen die Gewohnheit der Natur), die unabdingbare Voraussetzung, um auf ein unmittelbares göttliches Eingreifen schliessen zu können.⁸⁴ Dafür genügt bereits ein Ereignis, das grundsätzlich durchaus im Einklang mit den Gesetzen der Natur, jedoch auf besonders spektakuläre Art verlaufen ist.

Ein derartiges Ereignis ist z.B. der Lawinenniedergang, der nur äusserst knapp an Zuoz vorbeiging, «auf einer Bahn, die keinesfalls Naturkräfte, sondern die Engel unter göttlicher Führung geradezu wundersam gekrümmt haben, damit wirklich allen, auch wenn sie es nicht wahrhaben wollten, offenbar wird, mit welcher Macht die göttliche Vorsehung alle Dinge, sogar die wirklich nicht beherrschbaren, bis ins Einzelne gebieterisch lenkt.»⁸⁵ Das hört sich wie ein Rückgriff über Bonaventura hinaus auf Petrus Damiani an, der im 11. Jahrhundert schrieb: «Wer nämlich die Natur geschaffen hat, hebt leicht, wenn er will, ihre Unabänderlichkeit auf.»⁸⁶ Das Gegenstück zur wundersamen Errettung ist die Katastrophe. Doch in Chiampells Augen handelt es sich nicht um gegensätzliche Naturereignisse, denn beide stehen wie die Funtana Chistagna im Dienste der göttlichen Vorsehung. Und so ist ein Werk der göttlichen Vorsehung auch der grosse Bergsturz vom 30. September 1513, als nördlich von Biasca ein grosser Teil des Monte Crenone zu Tal stürzte, erst einmal Hunderte von Menschen unter sich begrub und später – am 20. Mai 1515 – eine Flutkatastrophe mit Auswirkungen bis in die Magadinoebene hinunter verursachte, nachdem der durch den Bergsturz entstandene See ausgelaufen war. Chiampells Begründung für seine Einschätzung: «Gott der Herr möge es uns geben, dass wir Wunderzeichen dieser Art als willkommene Peitschenhiebe gutheissen, mit denen er uns wegen unserer Schandtaten heimsucht und wie ein Vater züchtigt, damit wir nicht am Tage des Gerichts seinen Zorn auf uns ziehen und mit der Welt verurteilt werden, und dass wir schliesslich vernünftiger werden, indem wir jene Peitschenhiebe zur Besserung unseres vom Verbrechen bestimmten Lebens nüt-

zen.»⁸⁷ Was uns Chiampell hier präsentiert, ist eine eigenständige Lösung des Theodizeeproblems, indem er eine Naturkatastrophe als eine Art vorgezogenes Purgatorium versteht. In Monika Gislens materialreicher Untersuchung des Erdbebendiskurses im 18. Jahrhundert findet sich jedenfalls kein einziges Beispiel, das die straftheologische Ausdeutung einer seismischen Katastrophe derart eng mit der Hoffnung auf die endzeitliche Rettung verknüpft und in der Vorbereitung darauf das Walten der göttlichen Vorsehung erkennt.⁸⁸ Entsprechend sieht Chiampell auch im Schicksal seiner Frau, die beim verheerenden Hochwasser von 1566 ums Leben gekommen war, letztlich ebenfalls das Walten der göttlichen Vorsehung, fand man doch ihre Leiche noch in den Kleidern und nicht entstellt schliesslich in Prutz im Tirol.⁸⁹ Eschatologie und Heilserwartung gehören für Chiampell zusammen; das spiegelt sich in seiner offensichtlichen Hochschätzung eines Verses aus dem Philipperbrief, den er nicht allein in der «Topographie», sondern auch in einem politischen Traktat anklingen lässt: «Wirkt nun weiterhin mit Furcht und Zittern auf eure eigene Rettung hin!»⁹⁰

Naturkatastrophen als Zeichen des göttlichen Zorns wahrgenommen hat auch Job Fincel, dessen Mirabilienbuch einem zeitgenössischen Trend folgte und äusserst erfolgreich war, wie Zitate daraus in der «Topographie» beweisen.⁹¹ Doch Chiampell ist nicht auf diese damals modische Mirabilien- bzw. Wundergläubigkeit fixiert, die sich nicht dem so genannt dunklen Mittelalter verdankte, sondern «der humanistischen Rückbesinnung auf die Antike», die den altrömischen Prodigien glauben wieder aufleben liess.⁹² Seine traditionell allegorisch-moralische Schöpfungshermeneutik ist viel mehr Zwingli und seinen Vorgängern aus dem Mittelalter verpflichtet und darum instrumentalisiert er im Gegensatz zu Fincel Natur nicht einzig dazu, die Botschaft der Bibel – plakativ formuliert – über ein System von warnenden Wunderzeichen im Sinne einer «Drohbotschaft» zu verifizieren.⁹³ Wie gerade der Bericht über die Funtana Chistagna zeigt, korrespondiert seine Wahrnehmung von Natur auch mit dem Verständnis der Bibel als «Frohbotschaft», insofern als sie die Fürsorglichkeit Gottes für die Schöpfung insgesamt bezeugt.

Fazit

Ein Topograph im strengen Sinn des Begriffs ist Chiampell nicht. In seiner Beschreibung Rätiens ist dessen Realität nicht sein ein-

ziger Referenzpunkt. Was die räumliche Orientierung betrifft, geht er offenbar nicht selten von einem Vorwissen aus, das er auch bei seinen Lesern voraussetzte, nämlich der Kenntnis von Tschudis Karte. Zwei weitere Faktoren prägen seine Sichtweise. Zum einen verbindet er in gut humanistischer Tradition einheimische Landschaft mit aus antiker Literatur bekannten Ortsbezeichnungen. Wie Lemnius die Umgebung seines Geburtshauses auf «Guad» zu einem Arkadien im Münstertal macht, so sieht Chiampell vielleicht nicht ganz zufällig im Piz Glims, einem Nebengipfel des Piz Linard nahe seiner Heimat Susch, das Gegenstück zum Olymp, dem Götterberg Griechenlands.⁹⁴ Diese Art von Naturwahrnehmung betrachtete man augenscheinlich für so zeittypisch, dass sie sogar zur Parodie herausforderte, gleichet doch ein etwa ins letzte Viertel des 16. Jahrhunderts zu datierender Text aus Sagnogn einen Grossteil der einheimischen Flurnamen mit ausländischen ab und listet die Entsprechungen auf – von den Elysischen Feldern der Alten Griechen bis hin zu den Antillen.⁹⁵ Im Fall der Funtana Chistagna wählte Chiampell den Weg über die Sprache, indem er sie mit Hilfe einer durch Vergil geadelten Baumetapher auf die gleiche Stufe wie eine aus der antiken Literatur bekannte Höhle hob und damit zugleich zu einem Werk des göttlichen Baumeisters, des Demiurgen, machte.

Der andere für Chiampell bestimmende Faktor ist nämlich die Theologie. Im Fall der Funtana Chistagna beschränkt er sich nicht aufs Dokumentieren, die Deutung nach einem christlichen Sinnstrukturen verpflichteten Raster ist nicht zu übersehen, woraus die Konstruktion einer sinnhaltigen Landschaft resultiert. Nicht allein die Natur nimmt Chiampell durch den Filter eines theologisch geprägten Vorverständnisses wahr, sondern auch das politische Geschehen. Im Fall des Konflikts zwischen Lavin und Susch spricht er den Organen der Drei Bünde ein Ziel führendes Handeln ab und unterstellt sie der Vorsehung im Sinne von Zwingli als «immerwährender unveränderlicher Regierung und Verwaltung aller Dinge».⁹⁶ Wie sehr Naturschilderungen für ihn vor allem einmal ein Mittel im Dienste seiner religionsdidaktischen Bemühungen sind, zeigt sich auch an denjenigen Stellen, wo er die Phänomene der Natur zum Ausgangspunkt assoziativ beigefügter Informationen im Dienste seines Weltbildes macht. Bei der Behandlung des Wildschweins ergreift er die Gelegenheit, vor dem Hintergrund altgriechischer Erzählmotive das Motiv der Zerbrechlichkeit menschlicher Existenz zum Thema zu machen, und die Besprechung der Geier nimmt er über einige im alten Rom mit ihnen verbundene Prodigien zum Anlass, seine Leserschaft darü-

ber zu belehren, welche Rolle die Bibel den Vorzeichen zugebracht hat. Zwar entschuldigt sich Chiampell für die beiden Exkurse, aber nur um mit dem kurzen Satzchen «Nichts geschieht ohne Grund» alles wiederum zurückzunehmen und seinem gottesfürchtigen Leser die Prioritäten klar vor Augen zu führen, dass nämlich alles zur Ehre Gottes zu geschehen hätte.⁹⁷

Gian Andrea Caduff war von 1979 bis 2008 Lehrer für Griechisch und Latein an der Bündner Kantonsschule. Im Rahmen eines vom Institut für Bündner Kulturforschung ikg initiierten Nationalfondsprojekts besorgt er die Übersetzung und philologische Kommentierung von Chiampells «*Raetiae alpestris topographica descriptio*».

Adresse des Autors: Dr. Gian Andrea Caduff, Rangsstrasse 29, 7205 Zizers

Endnoten

1 Johann Wolfgang von Goethe, Propyläen – Einleitung, in: Sämtliche Werke, Bd. 13: Schriften zur Kunst, Zürich und Stuttgart 1949 (= München 1977), S. 142.

2 *Ulrici Campelli Raetiae alpestris topographica descriptio*, hrsg. von C. J. Kind. Quellen zur Schweizer Geschichte, Bd. 7, Basel 1884 (= British Library, Historical Print Editions 2011), p. 128,4; 144,14; 154,34–155,5; 184,11–19; 197,5.

3 Topographie p. 294,8–10; 308,24f.; 327,12–23 Kind.

4 Topographie p. 216,12–218,25 Kind. Traugott Schiess, Dritter und vierter Anhang zu Ulrich Campells Topographie von Graubünden, Chur 1900, Anmerkungen S. 5f.

Zur Schreibung: Funtana Chistagna: Robert v. Planta und Andrea Schorta, Rätisches Namenbuch, Bd. 1, 2. Aufl. Bern 1979, S. 378; Funtana chi Staina: Duri Gaudenz, Ulrici Campelli: Funtana chi Staina, in: La Quotidiana, 1. Dezember 2010, S. 8. Zur Quelle: Jörg und Max Steiner, Unternehmen Unterengadin, in: Stalactite. Zeitschrift der Schweizerischen Gesellschaft für Höhlenforschung 25/1, 1975, S. 34–38, nicht mehr intermittierend: S. 35f. Hans Morlo, Intermittierende Quellen und ihre historische Deutung, in: Stalactite 49/1, 1999, S. 30 mit umfassender Bibliographie.

5 Eckard Lefèvre, Plinius-Studien IV: Die Naturauffassung in den Beschreibungen der Quelle am *Lacus Larius* (4,30), des *Clitumnus* (8,8) und des *Lacus Vadimo* (8,20), in: Gymnasium 95, 1988, S. 239–246; Judith Hindermann, Verliebte Delphine, schwimmende Inseln und versiegende Quellen beim älteren und jüngeren Plinius – *mirabilia* und ihre Erzählpotenz (epp. 4,30; 8,20; 9,33), in: Gymnasium 118, 2011, S. 352–354.

6 Topographie p. 216,20–22 Kind.

7 Ebenfalls Ausklammerung dieses Problems bei Gaudenz (wie Anm. 4).

8 Ulrich Campell's zwei Bücher rätischer Geschichte, übersetzt und bearbeitet von Conradin v. Mohr. Buch 1: Topographische Beschreibung von Hohenrätien, Chur 1849, S. 108f.

9 *Ulrici Campelli Raetiae alpestris topographica descriptio* – Durich Chiampell: Descripziun topografica de la Rezia alpina (1573), übersetzt von Men Bazzell und Men Gaudenz, Bd. 1, [1966], S. 35f.: «Im Fels selbst ist nämlich eine Höhle, nicht leicht und gefahrlos zugänglich; und diese geht weit hinein. Bis zuhinterst konnten wir nicht vordringen, denn wenn man noch weiter hineingehen möchte, wird sie mit einem Mal enger. Nach dem Anzünden einer Fackel, da es weiter innen dunkler wird, erforschten wir alles, das uns möglich war. Sie hat wirklich annähernd das Aussehen eines Bogengewölbes, rund und oben bauchig, aber gleichwohl so eng, dass dort, wo sie am breitesten ist, kaum drei Männer einer neben dem andern Platz haben.»

10 Eudoxos beschrieb eine Planetenbahn in der Form einer Acht als «Pferdefessel»: Simp. *in Cael.* p. 497,3; Procl. *in Euc.* p. 127f.

11 Topographie p. 216,30–37 Kind.

12 A. Ernout, A. Meillet, Dictionnaire étymologique de la langue latine: histoire des mots, 4. Aufl. Paris 1959 (= 1994), s.v. *specus*.

13 Topographie p. 35 (52,39): Bärenhöhle, p. 64 (54,72): Marmeltierbau, p. 45 (52,48) Schiess: Kaninchenbau; p. 406,9 Kind: Felsspalten.

- 14** Vgl. das Handwörterbuch von Georges s.v. *fofnix*.
- 15** Ambrogio Calepino, *Dictionarium linguae Latinae*, Basel 1549, s.v. *fofnix*. Von den verschiedenen vor 1570 (Abfassungszeit der Topographie) erschienenen Ausgaben muss Ch. jene von 1549 benutzt haben, denn nur diese enthält einen Artikel *martes* (Marder) mit dem von Ch. zitierten Martialvers p. 43f. (52,47) Schiess; vgl. Topographie p. 135,8f. Kind.
- 16** Petrus Dasypodius, *Dictionarium latino germanicum*, Strassburg 1537–38, s.v. *fofnix*; Petrus Cholinus, *Dictionarium latinogermanicum*, Zürich 1541, s.v. *fofnix*. Verwendung dieser Lexika durch Ch. für Topographie p. 58 (53,63) Schiess dadurch gesichert, dass dort deren Artikel *dorcas* referiert wird.
- 17** Topographie p. 374,34f. Kind.
- 18** Colum. 12,15,1. Konrad Müller, Columella in Franziscus Nigers «Rhetia», in: Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte 6, 1948, S. 182–187.
- 19** Sall. *Catil.* 55,4.
- 20** Topographie p. 81,30f.; 342,2f. Kind.
- 21** Vgl. Verg. *Aen.* 11,515: Hohlweg im Wald.
- 22** Steiner (wie Anm. 4), S. 35 («Eingangsspalte»), 37f.
- 23** Topographie p. 345,20–28 (Verg. *Aen.* 2,215–221: Laokoonepisode), 417,35f. Kind; verschiedentlich Variationen zur Junktur *labor improbus* nach Verg. *georg.* 1,145f.; vgl. Lexikon des Mittelalters s.v. Vergil im MA.
- 24** Verg. *Aen.* 10,806.
- 25** Verg. *Aen.* 1,505.
- 26** Topographie p. 417,34 Kind, nach Verg. *georg.* 2,95f. mit Serv. auct. *georg.* 2,95; vgl. Plin. *nat.* 14,16, 67. Dazu Regula Frei-Stolba, Die Räter in den antiken Quellen, in: Benedikt Frei (Hrsg.), Das Räterproblem in geschichtlicher, sprachlicher und archäologischer Sicht, Schriftenreihe des Rätischen Museums 28, 2. Aufl. Chur 1984, S. 8.
- 27** Serv. auct. *Aen.* 1,22, rezipiert von Isid. *orig.* 1,29,3 und Calepino (wie Anm. 15), s.v. *Antiphrasis*. Das wunderschöne Zuoz von ital. *sozzo*, dialektal auch *zozzo* (abstossend): Topographie p. 124,26–33 Kind; Inn von griech. *oinos* (Wein, in nicht-erasmischer Aussprache *inos*), weil es im Engadin gerade keinen Wein gibt: Topographie p. 106,8–14 Kind.
- 28** Serv. auct. *Aen.* 10,806.
- 29** Serv. auct. *Aen.* 1,505.
- 30** Vgl. p. 387,9–11 und 381,14–17 Kind mit Aegidius Tschudi, *De prisca ac vera Raetia*, Basel 1560, p. 17,26–28 und 64,6–10.
- 31** Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, s.v. Schwibbogen.
- 32** *Sen. Herc. f.* 665–671 (Übersetzung von Wenzel Alois Swoboda); vgl. *Ov. met.* 13,890–892.
- 33** Topographie p. 11,8 Kind = Felix Faber, *Descriptio Sveviae*, hrsg. von Hermann Escher, in: Quellen zur Schweizer Geschichte, Bd. 6, Basel 1884, S. 114.
- 34** Topographie p. 55,32 (Luziuslöchli ob Chur); p. 82,1 (Höhle bei Tiefenkastel); p. 120,10 (Val Bever); p. 372,36 (einstige Badestelle in der Taminaschlucht); p. 405,2–4 Kind (Kluft im Parco Paradiso von Chiavenna).
- 35** Topographie p. 217,1f., 10f. Kind.
- 36** Vgl. Topographie p. 217,9–18; 217,7f. Kind mit Steiner (wie Anm. 4), S. 37f.
- 37** Ruth und Dieter Groh, Petrarca und der Mont Ventoux, in: Ruth und Dieter Groh, Die Aussenwelt der Innenwelt. Zur Kulturgeschichte der Natur, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1996, S. 17–84.
- 38** Topographie p. 216,20–22 Kind; Steiner (wie Anm. 4), S. 37.
- 39** Topographie p. 217,28f. Kind. Ex Oriente Lux? Wege zur neuzeitlichen Wissenschaft. Begleitband zur Sonderausstellung im Augusteum, Oldenburg, Mainz a. Rh. 2009, S. 369.
- 40** Topographie p. 216,15; vgl. p. 152,35f. Kind.
- 41** Dazu Schiess (wie Anm. 4), S. XV, XCIX Anm. 47.
- 42** Katharina Koller-Weiss, Aegidius Tschudis grosse Manuskriptkarte des schweizerischen Raums und der angrenzenden Gebiete, um 1565, in: Cartographica Helvetica 32, 2005, S. 3f.
- 43** Topographie p. 41,25 Kind; Tschudi (wie Anm. 30), Lycosthenes' Index zu Tschudis Karte s.v. *Polegium*. Johannes Stumpf, Gemeiner loblicher Eydnoschafft Stetten, Landen und Völckeren Chronick wirdiger Thaaften Beschreibung, Zürich 1548, IX Einleitung (fol. 277r).
- 44** Johann Guler von Weineck, Raetia: Das ist, ausführliche und wahrhaftte Beschreibung der dreyen Loblichen Grawen Bündten und anderer Raetischen völcker, Zürich 1616, Karten zwischen p.157/158, 171/172, 207/208.
- 45** Topographie p. 143,12–16; 153,13–16 Kind.
- 46** Topographie p. 15,15; weiter noch etwa p. 86,8; 87,11–13; 100,3; 312,3f.; 415,1–3 Kind.

- 47** *Ruchantii citrarhenani*: Topographie p. 379,26; vgl. p. 376,35 Kind.
- 48** Topographie p. 312,4 Kind; zu Domleschg und Heizenberg: Historisches Lexikon der Schweiz s.v. Domleschg.
- 49** Topographie p. 390,36–391,4 Kind.
- 50** Topographie p. 5,6–8; *Ultrarhenani*: p. 75,33 Kind.
- 51** Topographie p. 49,1–3 Kind.
- 52** Topographie p. 347,31f. Kind.
- 53** Topographie p. 366,1f. Kind.
- 54** Topographie p. 217,21–23 Kind.
- 55** Topographie p. 216,26–30 Kind.
- 56** Topographie p. 218,21–24 Kind.
- 57** Topographie p. 107 (zu 56,123) Schiess.
- 58** Topographie p. 106 (56,123) Schiess.
- 59** Augustin, *gen. ad litt.* 5, Bd. 34, col. 321–338 Migne; Alain de Lille, *Rhythmus alter*, Bd. 210, col. 579a Migne. Andreas Speer, Die entdeckte Natur. Untersuchungen zu Begründungsversuchen einer «scientia naturalis» im 12. Jahrhundert, Leiden, New York, Köln 1995, S. 30. Vgl. Traude-Marie Nischik, Das volkssprachliche Naturbuch im späten Mittelalter, Tübingen 1986. Theologische Realenzyklopädie Bd. 24 (1994), S. 102.
- 60** *Ep. Rom.* 1,20 (Zürcher Übersetzung).
- 61** Fritz Büsser, Das Bild der Natur bei Zwingli, in: Zwingliana 11/4, 1960, S. 255f. = Wurzeln der Reformation in Zürich, Leiden 1985, S. 33. Vgl. Theologische Realenzyklopädie Bd. 24 (1994), S. 87f. Topographie p. 284,33f.; 328,1f. Kind.
- 62** Urs B. Leu, Conrad Gesner als Theologe. Ein Beitrag zur Zürcher Geistesgeschichte des 16. Jahrhunderts, Bern 1990; vgl. insbesondere S. 57–72.
- 63** Conrad Gesner, *Icones animalium quadrupedum viviparorum et oviparorum*, 2. Aufl. Zürich 1560. Gesners umfangreichere *Historia animalium* stand ihm nicht zur Verfügung; vgl. Topographie p. 78 (54,87); 79 (55,90) Schiess.
- 64** Anja-Silvia Göing, Die Ausbildung reformierter Prediger in Zürich 1531–1575. Vorstellung eines pädagogischen Projekts, in: Bildung und Konfession. Theologenausbildung im Zeitalter der Konfessionalisierung, hrsg. von Hermann J. Selderhuis und Markus Wriedt, Tübingen 2006, S. 300.
- 65** Huldreich Zwinglis sämtliche Werke, Bd. 6.3 (Corpus Reformatorum 93.3), Zürich 1983, p. 88, vgl. 196.
- 66** Zwingli (wie Anm. 65), p. 104f. Stumpf (wie Anm. 43), IX 18f. (fol. 288v–289v; 290v–291r), Topographie: p. 61–69 (54,67–78); 76f. (54,85f.) Schiess. Gesner (wie Anm. 63), p. 106–109. Dazu unter Ausklammerung des theologischen Aspekts: Florian Hitz, Steinbock und Murmeltier in Graubünden. Repräsentationen und Nutzungen vom Hochmittelalter bis in die Frühneuzeit, in: Histoire des Alpes – Storia delle Alpi – Geschichte der Alpen Bd. 15, 2010, S. 102–105.
- 67** Wie Anm. 43, IX 21 (fol. 293v); Topographie p. 108 (56,125) Schiess. Vgl. *Ev.Matt.* 6,25–34; *Ep.Rom.* 8,28–30.
- 68** Zur Terminologie: Theologische Realenzyklopädie Bd. 35 (2003), S. 319f.
- 69** Topographie p. 216,20–24 Kind.
- 70** Huldreich Zwinglis sämtliche Werke, Bd. 3 (Corpus Reformatorum 90), Leipzig 1914, p. 648. Vgl. Leu (wie Anm. 62), S. 59–61.
- 71** Büsser (wie Anm. 61), S. 246 bzw. 24; Zwingli (wie Anm. 65), p. 114.
- 72** Topographie p. 376,24–27 Kind.
- 73** Thierry von Chartres, *Tractatus de sex dierum operibus* 1, in: Commentaries on Boethius by Thierry of Chartres and his school, hrsg. von Nikolaus M. Häring, Toronto 1971, p. 555; vgl. Christoph Kann, Zeichen – Ordnung – Gesetz: Zum Naturverständnis in der mittelalterlichen Philosophie, in: Natur im Mittelalter. Konzeptionen, Erfahrungen, Wirkungen. Akten des 9. Symposiums des Mediävistenverbandes, Marburg, 14.–17. März 2001, hrsg. von Peter Dilg, Berlin 2003, S. 38.
- 74** Topographie p. 430,16–23 Kind.
- 75** Topographie p. 81,31; 373,4; 404,34; 405,14 Kind. Kann (wie Anm. 73), S. 40f.
- 76** Topographie p. 216,26f. und 217,1f. Kind.
- 77** Topographie p. 405,13–20 Kind.
- 78** Topographie p. 81,31; 373,4–5 Kind.
- 79** Topographie p. 227,1f.; 360,33f.; 423,14–17 Kind (Finstermünz, Hohenems, Teglio).
- 80** Topographie p. 187,6–9 Kind.
- 81** Topographie p. 217,3–6 Kind.
- 82** Albertus Magnus, *Opera omnia*, Bd. 5: *De caelo et mundo*, hrsg. von Paul Hossfeld, Münster i.W. 1971, p.

103,7–12 (Übersetzung Albert Fries). Bonaventura, *Opera omnia*, Bd. 2: *Commentaria in quatuor libros sententiarum; commentarius in distinctionem 34, articulus 1, quaestio 3*, Florenz 1885, p. 809. Theologische Realenzyklopädie Bd. 24 (1994), S. 102. Vgl. Topographie p. 71 (54,81); 86f. (55,98f.) Schiess.

83 Wie Anm. 65, p. 81; Theologische Realenzyklopädie Bd. 35 (2003), S. 309f.

84 Der Terminus seit Ambr. *epist. prima classis* 42,7, Bd. 16, col. 1126a Migne.

85 Topographie p. 139,15–19 Kind.

86 Petrus Damiani, *De divina omnipotentia* 11, Bd. 145, col. 612b Migne.

87 Topographie p. 41,26–42,18 Kind. Irrtümlicherweise von Ch. auf 1512 vordatiert, als Biasca von einem Bergsturz betroffen war.

88 Monika Gisler, *Göttliche Natur? Formationen im Erdbendiskurs der Schweiz des 18. Jahrhunderts*, Zürich 2007.

89 Topographie p. 153,25–154,9 Kind.

90 *Ep. Phil.* 2,12 (Zürcher Übersetzung); Topographie p. 188,29 Kind; Florian Hitz, *Im Veltlin die Reformation durchsetzen. Ein Traktat von Ulrich Campell, 1577*, in: Historische Gesellschaft von Graubünden. Jahrbuch 2010 (140. Jahresbericht), p. 32 (5).

91 Topographie p. 343,30–345,30 Kind. Björn Aewerdieck, *Register zu den Wunderzeichenbüchern Job Fincels*, Frankfurt a. M. 2010, S. 196, 202 (Nr. 44f., 79).

92 Heidrun Alzheimer-Haller, *Handbuch zur narrativen Volksaufklärung. Moralische Geschichten 1780–1848*, Berlin 2004, S. 262. Rudolf Schenda, *Die deutschen Prodigiensammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts*, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, Bd. 4, Frankfurt a. M. 1963, Sp. 637–710.

93 Vgl. Aewerdieck (wie Anm. 91), S. 34–37.

94 Topographie p. 165,15f.; 324,20–23 Kind. Gian A. Caduff, *Dialen bei Simon Lemnius*, in: *BM* 4/1991, S. 291; Simon Lemnius, *Bucolica. Fünf Eklogen*, hrsg., übersetzt und kommentiert von Lothar Mundt, Tübingen 1996, S. 194.

95 Martin Bundi, *Lungatg vegl sursilvan en litteratura e documents communalis*, in: *Annalas* 111, 1998, S. 8f., 13; 31f.

96 Topographie p. 176,23–25 Kind.

97 Topographie p. 52–54 (53,56–57), p. 83 (55,94) und Marginalie p. 107 (56,123f.) Schiess.